

JULIA HAART

Bekannt aus der
NETFLIX-Serie
My Unorthodox Life

UN-VERHÜLLT

Mein Weg von der ultraorthodoxen Jüdin
zur erfolgreichen Modedesignerin

KNAUR *

Julia Haart

UN-VERHÜLLT

**Mein Weg von der ultraorthodoxen Jüdin
zur erfolgreichen Modedesignerin**

Aus dem amerikanischen Englisch
von Constanze Wehnes und Anja Schünemann

Über dieses Buch

Aufgewachsen in einer streng religiösen jüdischen Familie und mit 19 verheiratet an einen ultraorthodoxen Juden, kennt Julia Haart die ersten 42 Jahre ihres Lebens nur die Unterwerfung unter die strikten Gebote ihrer Religionsgemeinschaft, den Heimische Yeshivische: Unbedeckte Haare, kurzärmelige T-Shirts, Miniröcke, Bikinis – all dies gilt als Insignien des Teufels. Und doch ist Julia Haart von Kindesbeinen an fasziniert von der Glitzerwelt der Mode. Als ihre Kinder alt genug sind, beschließt sie, aus ihrem alten Leben auszubrechen – und ihre Leidenschaft für schöne Kleidung zu ihrem neuen Lebensinhalt zu machen. Und das vermeintlich Unmögliche gelingt. Nach der Gründung eines erfolgreichen eigenen Schuhlabels und der Arbeit als Designerin für La Perla gilt Julia Haart heute als eine der bedeutendsten Playerinnen der internationalen Modewelt. Bekannt wurde sie zuletzt durch die Netflix-Reality-Serie *My unorthodox Life*.

»Durch ihre ergreifenden Erinnerungen zeigt Julia Haart ihren Leserinnen und Lesern, dass es eher die Reise als das Ziel ist, die uns Erfüllung schenkt. Geschrieben mit großer Intensität und seltener Offenheit ist UN-VERHÜLLT eine

Geschichte über die Sehnsucht nach mehr und die Erfüllung dieses Traums. Zutiefst persönlich geschrieben, offenbart das Buch universelle Wahrheiten über die Menschlichkeit und das Frausein.« *Tommy Hilfiger*

Inhaltsübersicht

Widmung

Vorwort

Kapitel eins

Kapitel zwei

Kapitel drei

Kapitel vier

Kapitel fünf

Kapitel sechs

Kapitel sieben

Kapitel acht

Bildteil

Kapitel neun

Kapitel zehn

Kapitel elf

Kapitel zwölf

Kapitel dreizehn

Kapitel vierzehn

Kapitel fünfzehn

Kapitel sechzehn

Kapitel siebzehn

Anmerkungen

*Ich widme dieses Buch meinen Kindern
Batsheva, Shlomo, Miriam und Aron.
Ohne euch wäre ich heute nicht am Leben!*

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

ich möchte mich bei Ihnen bedanken, dass Sie ein paar Stunden mit mir verbringen und mein Buch lesen. Ich habe 2017 angefangen *UN-VERHÜLLT* zu schreiben, etwa vier Jahre nachdem ich alles Bekannte und jede vertraute Person zurückgelassen und praktisch eine Zeitreise ins 21. Jahrhundert unternommen hatte. Unerträgliches Elend trieb mich zu dieser Reise an, ich musste fliehen, um nicht zu sterben. Ich trat ein in eine Welt, in der mich niemand kannte. Ich hatte keine Vergangenheit, niemand wusste von meiner Geschichte. Ich war eine Null. Doch tief in meinem Herzen spürte ich, dass meine Geschichte andere inspirieren kann, ihr Leben zu ändern, nach ihren Träumen zu greifen – und nicht erst auf eine Erlaubnis zu warten.

Eines möchte ich vorweg sagen: Ich bin gern Jüdin. Ich bin stolz auf mein Erbe, und ich glaube nicht, dass meine Erziehung und das Leben, das ich führte, irgendetwas mit dem Judentum zu tun hat. Im Judentum geht es – wie bei jeder anderen Religion auf dieser Erde – um Liebe und Mitgefühl und darum, für etwas Größeres als die eigenen Bedürfnisse zu leben. Ich denke, jeder Religion und ihren

moralischen Konzepten wohnt eine Schönheit inne. Doch wenn diese Konzepte von Extremisten pervertiert werden, die glauben, jede Veränderung in ihren archaischen Gesetzen verstoße gegen Gottes Willen, dann können diese Wegweiser, die der Menschheit und der Welt doch eigentlich etwas Gutes wollen, zu einem unerträglichen Gefängnis werden.

Seit meine Serie *My Unorthodox Life* ausgestrahlt wurde, haben mich Tausende wundervolle Nachrichten erreicht. Menschen auf der ganzen Welt haben ihre eigenen, unorthodoxen Leben mit mir geteilt, mir von ihren Schwierigkeiten und Kämpfen erzählt. Von den vielen zehn Millionen Menschen, die sich die Serie angesehen haben, berichteten mir so viele, dass sie endlich den Mut fanden, ihr Leben zu verändern, die Menschen zu verlassen, die ihnen Schmerzen zufügten, den Sprung ins Unbekannte zu wagen. Denn Tatsache ist: Wenn *ich* es geschafft habe, dann kann es jede und jeder schaffen. Und diese Tatsache ist wundervoll und beängstigend zugleich.

Diejenigen, die leiden und nur einen kleinen Schubs brauchen, um sich zu erheben und ihr Leben oder das ihrer Lieben zu verbessern, sollen wissen, dass große Veränderungen in jedem Alter möglich sind. Ich hoffe, meine Geschichte verleiht ihnen Kraft und Glauben an eine bessere Zukunft. Mögen sie sich mit meinen Mühen bewaffnen und ihren eigenen mit Mut und Zuversicht entgegentreten.

Für diejenigen jedoch, die Angst vor dem Unbekannten haben, bin ich gefährlich. Ich bin eine Frau, die ihren eigenen Weg gegangen ist, und ich habe nicht nur überlebt, sondern bin auf diesem Weg auch erfolgreich geworden. Meine Geschichte passt nicht in das Narrativ derjenigen, die Religionen nutzen, um Frauen den Männern unterzuordnen. Meine bloße Existenz ist eine Bedrohung dafür.

My Unorthodox Life zeigt mein heutiges Leben, das noch immer von meiner Vergangenheit gezeichnet ist. *Un-Verhüllt* jedoch erzählt meine ganze Geschichte, so wie ich mich an sie erinnere. Dieses Buch führt Sie durch meine gesamte Reise, und das meine ich wortwörtlich. Ich gehe hart mit mir selbst und meinen Entscheidungen ins Gericht, ich erzähle unverblümt, was passiert ist. Ich stehe nackt vor Ihnen, völlig unverhüllt. Ich entblöße mein Herz und meine Seele vor Ihnen, liebe Leserinnen und Leser. Dieses Buch in die Welt zu entlassen, ist eine der schwersten Entscheidungen, die ich jemals getroffen habe. Ein Teil von mir will es verstecken und es als erlösende Übung für mich selbst in der Schublade verschwinden lassen. Doch das geht nicht. Ich habe eine Verantwortung. Wenn meine Geschichte anderen Menschen auf der Welt dabei helfen kann, eine bessere Zukunft zu finden, was bedeutet dann das Unbehagen einer einzelnen Frau gegen das Glück so vieler Menschen?

Das Bestreben, veraltete Gesetze zu ändern, ist für mich der Inbegriff von Liebe, denn es entstammt dem Wunsch, zukünftigen Generationen mehr Rechte und Freiheiten zu ermöglichen, als wir heute haben. So wie meine Kinder mir damals den nötigen Mut gaben, zu gehen, so haben mir die vielen Zuschauer von *My Unorthodox Life*, die mir von ihren eigenen Veränderungen erzählt haben, den nötigen Mut gegeben, dieses Buch zu veröffentlichen.

Vor Ihnen steht jetzt eine lächelnde, selbstbewusste Julia. Diese Freude und Selbstsicherheit musste ich mir hart erkämpfen. Es dauerte Jahre, bis ich Frieden schließen konnte mit dem, was mir gestohlen wurde, mit der brennenden Wut in meinem Herzen. Manchmal fühle ich mich so alt wie Methusalem und manchmal wie ein achtjähriges Kind, neugierig und entzückt über jedes neue erste Mal, jedes außergewöhnliche Erlebnis. Ich lerne noch immer dazu, öffne meinen Geist, fordere veraltete Denkmuster heraus und erschaffe neue Ideen und Möglichkeiten. Ich möchte Sie dazu auffordern, dasselbe zu tun. Seien Sie nicht zu stolz auf das, was Sie schon wissen. Finden Sie das Kind in sich und werden Sie wieder stolz darauf, wie schnell Sie Neues lernen und beherrschen können. Dieser Fähigkeit (verbunden mit unglaublicher Entschlossenheit) schreibe ich meinen Erfolg zu - und Gottes Hand. Seit dem Tag, an dem ich über die Türschwelle trat, sind mir viele Wunder passiert. Für mich sind sie der Beweis, dass man nur einen starken Willen und

ein reines Ziel braucht. Dann wird Gott (oder wie immer Sie eine Höhere Macht nennen wollen) Ihnen zum Erfolg verhelfen.

Die Beschreibung der Fesseln, die die Gemeinschaft, in der ich aufwuchs, meinem Leben anlegte, ist in keiner Weise übertrieben. Ich wünschte, sie wäre es! Ich wünschte, ich hätte meine ersten zweiundvierzig Jahre nicht in ständigem Kummer erleben müssen.

Ich bitte alle Leserinnen und Leser, sich meine Worte zu Herzen zu nehmen. Ich öffne Ihnen die persönlichsten Winkel meines Lebens. Ich hoffe, meine Geschichte verleiht Ihnen Kraft. Ich hoffe, meine Geschichte lässt Sie innehalten und macht Sie nachdenklich. Ich hoffe, Sie lesen das Buch mit derselben Liebe und Sorgfalt, mit der ich es geschrieben habe. Ich hoffe, es ermutigt andere Frauen und Menschen, sich zu offenbaren, ihre Wahrheit mit der Welt zu teilen und für eine bessere Zukunft zu kämpfen.

Mit Liebe

Julia Haart

Kapitel eins

Unsere Abstammung ist das ultimative Prequel zu unserem Leben. Um sich selbst wirklich zu verstehen, muss man seine Geschichte verstehen, das komplexe Leben und Denken anderer, durch die das eigene Leben und Denken erst entstanden sind. Meine Eltern stammten aus dem russischen »Adel«. Mein Großvater väterlicherseits, im Zweiten Weltkrieg ein hoch dekoriertes General der russischen Armee, war nach dem Krieg ein sehr einflussreicher Kommunist. Als mein Vater neunzehn war, wurde er zum Leiter des Komsomol ernannt (des Jugendverbandes der Kommunistischen Partei).

Auch meine Mutter hatte ein paar ganz brauchbare Vorfahren. Ihre Mutter war Ballerina im Bolschoi-Ballett und ihr Vater ein Erfinder, der eine Chemikalie entwickelte, mit der alte Fotos restauriert werden konnten. Mutters Familie lebte in Bender in Moldawien, im größten Haus in der Stadtmitte. Moldawien gehörte zeitweise zu Rumänien, zeitweise zur Sowjetunion. Auf wundersame Weise gelang es meinem Großvater, für seine Erfindung ein Patent zu erlangen – in einem Land, in dem unternehmerische Initiativen von Privatpersonen nicht erlaubt waren und individuelle Leistungen nicht anerkannt wurden. Er

schaffte es dennoch. Meine Großeltern führten ein sehr privilegiertes Leben.

Lina, meine Mutter, hatte eine Schwester. Meine Mutter galt als die »kluge Schwester«, während Elena die »schöne Schwester« war. Dabei sehen die zwei auf Fotos, die sie als junge Frauen zeigen, fast gleich aus, beide auffallend hübsch und chic. Doch die Rollen waren nun einmal verteilt. Ich habe immer wieder erlebt, wie jemand meiner Mutter ein Kompliment zu ihrem Äußeren machte und sie daraufhin nur ungläubig schaute und den Kopf schüttelte.

Meine Mutter nahm ihre Rolle als »kluge Schwester« sehr ernst. Auf ihrem gesamten Bildungsweg bekam sie nichts als Bestnoten, vom Kindergarten bis hin zu ihren zwei Dokortiteln, einem in Mathematik und einem in Philosophie. Sie wurde sogar von der sowjetischen Regierung mit einer Goldmedaille ausgezeichnet, weil sie nie auch nur eine einzige Prüfungsfrage falsch beantwortete.

Als sie neunzehn war, lernte sie einen äußerst attraktiven und charmanten jungen Mann namens Michael kennen. Mein Dad ist charismatisch und kann wunderbar mit Menschen umgehen. Alle lieben ihn. Er ist der Mittelpunkt jeder Party. Er ist nicht nur brillant und ein Ingenieur (er und meine Mom haben für IBM gearbeitet und waren an der Entwicklung des ersten PC beteiligt), sondern ist zudem noch Konzertpianist, Gitarrist und ein fantastischer Tänzer.

Meine Mom ist ruhig und nachdenklich, in jeder Hinsicht das genaue Gegenteil von ihm. Sie ist sehr ernst, geradezu melancholisch. Sie verliebte sich in seine Lebhaftigkeit, er sich in ihre Leidenschaftslosigkeit. Sie war die einzige Frau, die nicht auf der Stelle von ihm hingerissen war, und nicht leicht zu gewinnen, sie stellte ihn vor Herausforderungen, und gerade das liebte er.

Binnen sechs Monaten waren die beiden unzertrennlich. Er war überzeugter Kommunist, sie hingegen hegte ernsthafte Zweifel. Dabei wurde sie später sogar noch ideologischer und fundamentalistischer in ihrer Religion, als mein Vater es als Parteimitglied je war - ihre Überzeugung sollte unser aller Leben bestimmen.

Da mein Vater einen so hohen Rang im Komsomol innehatte, wurde ihm die ganz spezielle Aufgabe übertragen, durchs Land zu reisen und die kommunistische Lehre zu predigen - man hoffte, als scharfsinniger und leidenschaftlicher junger Mann werde er andere inspirieren und ihren Glauben an das System stärken. Zu jener Zeit war Breschnew an der Macht, und Reisen war verboten. Ausnahmen gab es nur für die ganz Linientreuen. Das Volk sollte nicht sehen, wie weit die kommunistische Realität von dem Ideal entfernt war, das Karl Marx verheißen hatte. Aber mein Vater galt als so unerschütterlich linientreu, dass nicht zu befürchten stand, er könnte desillusioniert werden, und man fand, seine

positive Ausstrahlung und seine einnehmende Art würden andere bestärken. Er war natürlich völlig begeistert und lud seine Freundin ein, ihn zu begleiten. Lina, stets neugierig, wenn auch bereits skeptisch bezüglich der Wahrheit des Kommunismus, schloss sich ihm mit Freuden an.

Doch was dann kam, verlief ganz und gar nicht so wie von der Partei beabsichtigt. Lina und Michael bekamen ein Land zu sehen, das völlig aus den Fugen war. Die meisten Leute, die sie trafen, betranken sich regelmäßig, waren nicht vor Mittag wieder nüchtern und führten ein unerträgliches Leben. Meine Mutter war ohnehin schon desillusioniert, da sie ihr Leben lang mit unterschwelligem Antisemitismus zu kämpfen hatte - ihr Heimatland war nicht gerade bekannt dafür, Juden ein gutes Leben zu bieten. Nun verlor sie den letzten Rest ihres Glaubens an den Kommunismus. Und die Überzeugung meines Vaters, durch jene schicksalhafte Reise schwer erschüttert, brach unter ihren unwiderlegbaren Argumenten vollends zusammen.

Meine jungen Eltern waren von Natur aus Gläubige, und so machten sie sich auf die Suche nach etwas, das den Kommunismus ersetzen konnte. Sie entdeckten das Judentum. Ihre jüdische Abstammung war für meine Mutter von jeher eher ein Hindernis gewesen, schon von klein auf war sie immer wieder auf unangenehme Weise daran erinnert worden. Nun wollte sie mehr darüber

erfahren, sie wollte verstehen, was es eigentlich heißt, jüdisch zu sein.

Natürlich war die Religionsausübung damals verboten, und die Gulags und Gefängnisse waren voll mit Leuten, die alles riskiert hatten, um ihren Glauben zu praktizieren. Selbst ein religiöses Buch zu lesen konnte einen schon hinter Gitter bringen. Dennoch beschritten die beiden den gefährvollen Weg, um mehr über ihr Erbe zu erfahren. Treffen mit gleichgesinnten, ebenfalls wissbegierigen Juden fanden zu nächtlicher Stunde in Kellern statt. Jeder Nachbar oder Fremde, sogar jeder Freund konnte schließlich ein Spitzel sein. Wenn ein Mitglied der Gruppe gefasst wurde, bestand die Gefahr, dass derjenige unter der Folter die Namen aller anderen Mitglieder preisgab. Heimlichkeit war also oberstes Gebot, und überall lauerten Gefahren. Für zwei idealistische junge Leute in den Zwanzigern war das genau das Richtige: eine Sache, an die sie glauben und für die sie ihr Leben riskieren konnten. Von klein auf hatte man ihnen eingetrichtert, das Edelste und Höchste sei es, einen Daseinsgrund außerhalb seiner selbst zu finden, sein Leben einer Sache zu widmen, es notfalls auch dafür zu opfern. Nun hatten sie sich eben für eine andere Sache entschieden.

Den Risiken zum Trotz nahm meine Mutter sogar die *Mikwe* auf sich, das rituelle Bad, um sicherzustellen, dass ich rein geboren wurde. Frauen müssen sieben Tage nach dem Ende ihrer Periode dreimal in einer Mischung aus

Regenwasser und normalem Wasser untertauchen, um wieder rein zu werden. Natürlich gab es in Moskau kein jüdisches Badehaus. Doch das war für meine Mutter kein Hindernis - sie fand heraus, dass man das Ritual stattdessen auch in einem offenen Gewässer vollziehen konnte. Und so vollzog sie das Tauchbad im Schutz der Nacht und unter Einsatz ihres Lebens im Schwarzen Meer. Meine Mutter fand, je schwieriger die Aufgabe, umso größer der Lohn.

Einen Monat nach ihrer Reise durchs Land, als meine Mom einundzwanzig war und mein Dad zwanzig, heirateten sie. Dann geschahen zwei Dinge gleichzeitig: Mein Vater bekam einen sehr hohen Posten in der Kommunistischen Partei angeboten (und in der Sowjetunion machte die Partei »Angebote«, die man nicht ablehnen konnte), eine Position im Zentrum der sowjetischen Staatsmacht, wo er ständig unter dem wachsamen Auge des KGB gelebt hätte. Und meine Mutter wurde schwanger.

Ein Doppelleben - sich heimlich weiter mit dem Judentum zu beschäftigen, während mein Vater gleichzeitig ein führender Kommunist war - wäre unmöglich gewesen. Doch es war nun einmal ein Angebot, das er buchstäblich nicht ablehnen konnte. Also zog meine Mutter, im achten Monat schwanger, vor das Zentralkomitee. Sie erklärte, wenn mein Dad diese neue Position anträte, deshalb viel reisen müsste und kaum bei seiner Familie sein könnte, würde sie sich das Leben nehmen. Damit wäre auch der

noch ungeborene zukünftige Kommunistenführer (meine Wenigkeit) in Gefahr. Meine Mutter ist eine Naturgewalt, und diese bloßen Sterblichen hatten ihr nichts entgegenzusetzen. Sie zogen ihr Angebot zurück. Mein Dad durfte weiter seiner Arbeit als Ingenieur in der Forschung nachgehen, während meine Mutter an ihrer ersten Promotion arbeitete.

Doch schließlich wurde ihnen das Leben in der Sowjetunion zu viel. Meine Geburt war der Auslöser – sie wollten ein besseres Leben für ihr Kind, und so begannen sie den strapaziösen Prozess der Auswanderung.

Sobald man einen Ausreiseantrag stellte, galt man als Staatsfeind, denn das bedeutete, dass man ein kapitalistisches Schwein war und nicht an die kommunistischen Ideale glaubte. Die Leute, die Ausreiseanträge stellten, nannte man *Refuseniks*, weil in den meisten Fällen die Erlaubnis nie erteilt wurde. Die Sowjets führten sogar eine Steuer ein, die jeder Emigrant mit einem Hochschulabschluss zahlen musste. Die Höhe entsprach fünf Jahresgehältern, was für die meisten Leute unbezahlbar war. Doch meine Familie zählte zu den Glücklichen. In den USA wurde das Jackson-Vanik Amendment verabschiedet, eine Regelung, die im Grunde darauf hinauslief, dass Amerika Getreide gegen Juden eintauschte. Aus Protest gegen den eklatanten Antisemitismus in Russland hatten die USA nämlich ein Getreideembargo gegen die Sowjetunion verhängt, und da

in der UdSSR ohnehin gerade Getreideknappheit herrschte und das Volk hungerte, verschärfte das Embargo die Situation und führte zu einer bedrohlichen Notlage. Meine Familie wurde buchstäblich gegen Nahrung eingetauscht.

Sie nahmen mich mit, die Gitarre meines Dads und eine einzige amerikanische Dollarnote, die ein Mitglied ihres jüdischen Untergrundnetzwerks irgendwie aufgetrieben hatte. Es war 1974, ich war drei Jahre alt. Zu diesem Zeitpunkt hatten meine Eltern bereits seit drei Jahren heimlich Englisch und Hebräisch gelernt und beherrschten beide Sprachen fließend. Meine Mutter spricht heute noch mit britischem Akzent, weil die verbotenen Tonkassetten, die sie in Moskau gehört hatte, aus Großbritannien stammten.

Die gemeinnützige Organisation, die für jüdische *Refuseniks* zuständig war – die Hebrew Immigrant Aid Society, kurz HIAS – schickte uns von Moskau zunächst in ein Aufnahmezentrum in Wien. Ich habe keine Erinnerungen an meine Zeit in Wien, obwohl wir sechs Monate dort zubrachten, ehe geklärt war, welches Land uns aufnehmen würde. Von Wien aus wurden wir in ein anderes Aufnahmezentrum in Rom weitergeschickt, wo über unser weiteres Schicksal entschieden werden sollte.

Meine ersten glücklichen Erinnerungen stammen aus der Zeit in Rom: wie ich zum ersten Mal eine Kirsche sah und probierte, wie ich zum ersten Mal Pizza aß. Wenn ich

die Augen schlieÙe, kann ich heute noch den Käse und die SoÙe riechen. Ich hatte noch nie von Tomaten gehört, deshalb war Marinara-SoÙe für mich wie etwas von einem fremden Planeten. Ich weiß noch, wie ich mit meinem Vater Rom erkundete (meine Mutter begleitete uns nie auf diesen Streifzügen, für sie war das Zeitverschwendung), wie ich auf der Straße Pizza aÙ und die SoÙe mir über die Hand lief – diese Szenen gehören zu meinen glücklichsten Kindheitserinnerungen. Ich begriff noch nicht, wie unsicher unsere Lage war und dass wir kein Zuhause hatten. Ich wusste nur, dass ich aus einer Welt voller grauer Gebäude und gekochter Kartoffeln an einen magischen Ort versetzt worden war, wo die Leute farbenfroh gekleidet waren und es Kirschen und Tomaten gab.

Der erste Streit zwischen meinen Eltern, an den ich mich erinnern kann, fand ebenfalls in Rom statt. Sie versuchten, sich zu einigen, in welchem Land sie leben sollten. Mein Vater wollte nach Israel, doch meine Mutter hielt das für zu gewagt. In ihren Augen war Israel noch immer ein Entwicklungsland. Was sollten zwei Ingenieure dort anfangen? Meine Mutter wollte nach Australien gehen, so weit wie möglich weg von der Sowjetunion. Er war für Israel, sie für Australien, und am Ende wurden es die USA.

Und damit komme ich zu meinem Namen. Meine Eltern wollten mich eigentlich Berenika nennen (so hieß dann später unser Hund), weil es in der russischen Geschichte eine jüdische Prinzessin dieses Namens gab. Doch die

russischen Behörden lehnten die Namensgebung ab – der Beamte, der den Fall bearbeitete, sagte, mit einem so offensichtlich jüdischen Namen würden meine Eltern mir meine Zukunft verbauen. Ich bin diesem Beamten wirklich zu großem Dank verpflichtet. Meinen Eltern fiel jedoch nichts anderes ein, und so blieb ich monatelang namenlos. Als ich in das Alter kam, in dem die meisten Babys anfangen zu krabbeln, begann ich stattdessen zu kreiseln: Ich setzte mich aufs Hinterteil und drehte mich krähend und glucksend um mich selbst. Da nannten sie mich Yulia nach dem russischen Wort für Kreisel, *jula*. Später, als ich in den Zwanzigern war, änderte ich meinen Namen offiziell in Julia, auch wenn mich zu der Zeit alle meine Bekannten Talia nannten. Ich wollte einfach das letzte Überbleibsel meines schändlichen Russischseins, das mich von meinen Freundinnen unterschied, austilgen. Ich wollte nicht Yulia sein, also musste aus dem Y ein J werden.

Ich habe noch mehr Erinnerungen an Rom, zum Beispiel, wie ich einmal dem Papst begegnete und seinen Segen empfing. Dass meinen Eltern diese Ehre zuteilwurde, war dem ausgezeichneten Klavierspiel meines Vaters zu verdanken. Sein Ruf drang bis zum Heiligen Stuhl, der sich so für die jüdischen *Refuseniks* eingesetzt hatte. Mein Vater wurde eingeladen, vor dem Papst zu spielen, und nahm sein einziges Kind (meine Wenigkeit) mit, denn er fand, es täte einem kleinen Kind gut, einer großen Persönlichkeit gegenüberzustehen. Ich erinnere mich nur

noch an all den Pomp und welches Aufhebens alle um einen gütigen Mann mit sanften Augen machten, der mir seine Hände auf den Kopf legte.

In dem Aufnahmezentrum gab es noch eine andere brillante Pianistin. Sie hatte einen Sohn, und dank ihm wurde mir klar, dass ich alles liebte, was mit Mode zu tun hat. Er war fünf Jahre alt, ein Jahr älter als ich, und verrichtete kleine Arbeiten - die Leute gaben ihm Geld dafür, weil er so niedlich war. Und von diesem Geld kaufte er mir meine allererste Handtasche (italienisches Leder!). Damals begann meine Liebesgeschichte mit der Mode.

Um die Übergangseinrichtung verlassen zu können, brauchte man eine Patengemeinde, und eine Zweigstelle der HIAS in Austin, Texas, entschied, diese Patenschaft für meine Familie zu übernehmen. Ich habe noch das Foto, das damals nach Austin geschickt wurde, und ich kann verstehen, dass ihre Wahl auf uns fiel. Meine Mutter ist auf dem Bild sechsundzwanzig Jahre jung, schlank, mit smaragdgrünen Augen und langem, pechschwarzem Haar, das ihr bis zur Taille reicht. Sie sieht bezaubernd aus und wirkt mit ihrer dicken Brille sehr ernsthaft, wie eine elegante Bibliothekarin. Mein Vater hat sich seine Gitarre umgehängt und sieht mit seinem prächtigen Schnurrbart und dem welligen Haar aus wie ein zu klein geratener Clark Gable. Ich war ein Pummelchen, und bis ich sechs wurde, nannten alle mich Blinzy, weil ich aussah wie eine gefüllte *Blinze*. Ich stehe auf dem Foto breitbeinig da, eine

Hand in die Hüfte gestemmt. Wir sehen ganz bezaubernd aus, so, als müsse man uns unbedingt adoptieren. Und natürlich war da noch die Tatsache, dass IBM meine Eltern für das neue PC-Entwicklungsprogramm im Austin Research Laboratory rekrutieren wollte.

In Texas erhielten wir eine Wohnung, für deren Miete die jüdische Gemeinde von Austin aufkam, sowie Lebensmittel und etwas Geld für den Start. Meine Eltern waren beide bei IBM angestellt, während meine Mom zugleich ihre Promotion abschloss, und binnen zwei Jahren zahlten sie das Geld, das die HIAS in die Patenschaft gesteckt hatte, bis auf den letzten Dollar zurück. Danach unterstützten sie die Organisation noch jahrelang mit Spenden.

Wir begannen, den amerikanischen Traum zu leben. In der Weihnachtszeit unseres ersten Jahres in Austin drehte die NBC sogar eine Story über uns. Wir waren ein Kuriosum: eine aus Russland emigrierte jüdische Familie, die in Austin, Texas, lebte. Das war zehn Jahre vor der Perestroika, als Gorbatschow Zigtausende Russen an Amerikas Küsten trieb. Ich traf erst wieder einen anderen Russen, als ich bereits vierzehn war und in New York lebte. Binnen drei Jahren zogen wir aus unserer ersten Wohnung in ein Reihenhaus um und dann in unser ganz eigenes Haus am Rickey Drive. Es war ein wunderschönes Haus am Ende einer Sackgasse. Wie ich dieses Haus geliebt habe! Meine Eltern schenkten mir sogar eine Hündin, die wir, wie schon

erwähnt, Berenika nannten (ich rief sie immer Nikka). Sie war ein Schäferhund-Collie-Mischling, und ich war ganz vernarrt in sie. Ausgewachsen war sie so groß, dass sie zur Begrüßung, wenn ich aus der Schule kam, über mich hinwegsprang, statt mich anzuspringen. In meinen Augen war sie einfach perfekt.

Ich besuchte die Grundschule. Als ich sieben war und in die zweite Klasse ging, gab es einen wichtigen Test, der darüber entschied, auf welche Schule man anschließend kam. Ich war seit nicht einmal drei Jahren im Land und hatte gerade erst Englisch gelernt, deshalb fürchtete ich, schlecht abzuschneiden und auf eine Schule für weniger Begabte geschickt zu werden. Doch meine Sorgen waren unbegründet: Ich erreichte eine der höchsten Punktzahlen im ganzen Bundesstaat Texas.

Durch dieses Testergebnis wurde ein sehr prominenter texanischer Unternehmer namens Jeremy Wilmington auf mich aufmerksam, der ein Förderer der Wilford School war, einer der angesehensten Privatschulen in Austin. Er war ein typischer WASP - ein weißer angelsächsischer Protestant - und sah aus wie ein Filmschauspieler. Er erklärte meinen Eltern, ich sei zu begabt für eine öffentliche Schule, und sie sollten versuchen, für mich einen Platz an der Wilford School zu bekommen. Meine Eltern waren begeistert. Es war eine ungeheure Ehre, von diesem großartigen und immens reichen Mann beachtet zu werden.

Ich weiß noch, wie ich zum ersten Mal das Haus der Wilingtons betrat - ein wahrer Palast. Sie hatten eine Tochter in meinem Alter, Kristin, mit einem wirren, verfilzten roten Haarschopf - in all den Jahren, die ich sie kannte, hat sie sich nie gekämmt. Sie besaß einen Papagei namens Barkley, der Ausdrücke rief, die einen Seemann zum Erröten gebracht hätten. Kristin liebte Barkley, mir graute vor ihm. Sie hatte auch einen Baum in ihrem Zimmer. Einen echten Baum! Das Zimmer war riesig, und mitten darin stand ein richtiger Baum mit Stamm und Ästen, und ganz oben gab es ein Baumhaus. Dorthin zog sie sich gern zum Lesen zurück. Wir stiegen hinauf, nahmen Muffins und Kekse mit, die das Hausmädchen frisch aus dem Ofen geholt hatte, und dann saßen wir in ihrem Baumhaus mitten in ihrem Zimmer und lasen. Es wurde mein absoluter Lieblingsplatz. Kristins ganzes Leben schien sich in einer Zauberwelt abzuspielen. Es war ein warmes, glückliches, ganz und gar verrücktes Haus. Ein bisschen wie bei *Alice im Wunderland*, wo oben unten ist und unten oben.

Jeremy war ein Riese (okay, für mich ist jeder über eins achtundsechzig ein Riese, aber er war wirklich sehr groß, größer als eins neunzig). Er sah aus wie ein Präsident. Tadellos gekleidet, dichtes Haar, perfekte Ausdrucksweise, wie jemand aus einem Film. Und er lächelte immer. Zufrieden und selbstbewusst. Russen lächeln nicht so viel. Selbst wenn ein Russe sich betrinkt, wird er schwermütig,

nicht lustig. Wenn man an all die großen russischen Schriftsteller denkt ... Tolstoi, Dostojewski, Gogol. Die Figuren in ihren Romanen werden immer ermordet oder begehen Selbstmord. Fröhlichkeit ist für Dumme. Meine Eltern hatten es auch nicht so mit dem Lachen oder Lächeln, vor allem meine Mom nicht.

Bei Kristin zu Hause wurde gelacht. Ihre Familie hatte mehrere Hausmädchen, eine Kinderfrau, einen Chauffeur, einen Gärtner und eine Köchin, und trotzdem herrschte ständig Chaos. Fröhliches, absurdes Chaos. Kristins Mutter war der ruhigste Mensch, dem ich je begegnet bin. Ich konnte mir vorstellen, warum. Das Haus war immer das reinste Irrenhaus. Kristin war irgendetwas zwischen einem freien Geist und einem wirbelnden Derwisch.

Zu dem Haus gehörten vier Hektar Land, und als die Wilingtons meine Eltern und mich in jenem ersten Jahr unserer Bekanntschaft zu Thanksgiving einluden, wurde ein Truthahn serviert, den Jeremy selbst auf der Jagd erlegt hatte. Ich hatte noch nie davon gehört, dass jemand jagen ging, für mich klang das wie aus einem Westernfilm.

Jeremy dachte, aufgrund meines unglaublichen Testergebnisses würde es ein Leichtes sein, für mich einen Platz an der Schule zu bekommen. Schließlich hatte ich alle anderen Kinder im Staat übertroffen, und meine Eltern waren zu dieser Zeit finanziell bereits gut situiert, sodass das Schulgeld kein Problem war. Es schien, als könnte es

nichts Einfacheres geben. Doch das erwies sich als gewaltiger Irrtum.

Anfangs redete die Schule sich heraus, es gebe keinen Platz für mich. Schließlich erklärte die Schulleitung Jeremy in einem vertraulichen Gespräch, man wolle mich nicht aufnehmen, weil ich Jüdin sei. Zu der Zeit hatte die Schule vierhundert Schülerinnen und Schüler, und davon waren dreihundertneunundneunzig weiße Protestanten, einer ein Afroamerikaner. Es gab keinen einzigen jüdischen Schüler. Jeremy kam später zu uns und erzählte meinen Eltern die ganze Geschichte, und dank seiner dröhnenden Stimme konnte ich jedes Wort mithören.

Der Schulleiter sagte zu Jeremy, bisher sei es ihm gelungen, alle Juden abzuweisen, und er werde für mich keine Ausnahme machen, ganz gleich, wie intelligent und vielversprechend ich sei. Er dachte, Jeremy werde das verstehen, doch da täuschte er sich.

Jeremy konnte nicht glauben, dass diese Schule, von der er eine so hohe Meinung hatte, offen antisemitisch war. Er weigerte sich nachzugeben, und nach zähen Verhandlungen wurde eine Vereinbarung getroffen: Ich sollte einen Intelligenztest machen, und wenn herauskäme, dass ich ein Genie sei, würde ich einen Platz an dieser Privatschule bekommen. Sagen wir einfach, danach blieb dem Schulleiter gar nichts anderes übrig, als mich aufzunehmen.

Im Rückblick kommt es mir seltsam vor, dass ich mich dort nie unbehaglich fühlte. Ich war erst acht Jahre alt, hatte aber das ganze Drama mitbekommen, ich wusste, dass sie mich eigentlich nicht wollten, weil ich Jüdin war. Dennoch ging ich mit der Einstellung hin: »Denen werde ich es zeigen«, und nicht: »Was, wenn mich niemand leiden kann?«

Das Wichtigste in meiner Zeit auf der Wilford School war meine Freundschaft mit einem Mädchen namens Patricia. Ich schloss nicht leicht Freundschaften – lieber widmete ich mich der Lektüre von Lexika, und zum Zeitvertreib schrieb ich Gedichte. Nicht gerade typisch für Kinder. Aber Patricia und ich verstanden uns auf Anhieb. Ihr Vater war Künstler, deshalb fand sie es völlig normal, Gedichte zu schreiben. Ihre Familie besaß eine Wochenend-Ranch am Rand von Austin, und ich verbrachte dort so viel Zeit, dass sie mir sogar ein eigenes Pferd schenkten. Ich nannte es Windy. Patricia und ich saßen bei ihr auf der Couch und schauten Pippi Langstrumpf. Pippi war meine Heldin – ich malte mir aus, wie wunderbar es wäre, ganz allein über sein Leben zu bestimmen, immer genug Geld zu haben und mit einem Äffchen und einem Pferd um die Welt zu reisen. Außerdem war Pippi ungeheuer stark, sie konnte ein ganzes Pferd hochheben. Sie war die erste starke, tolle, eigenständige Frau, der ich in meinem Leben begegnete. Jahrelang betete ich darum, dass meine Haare rot wurden

wie Pippis, weil ich rotes Haar mit Stärke und Eigenständigkeit assoziierte.

Während ich dieses wunderbare neue, amerikanische Leben führte, machte sich allmählich ein anderer Einfluss in unserem Leben bemerkbar. Mein Vater stammt aus einer tiefreligiösen chassidischen Lubawitscher Familie. Nach dem Zweiten Weltkrieg flohen viele Einwohner seiner Heimatstadt nach Israel oder Amerika, um sich ihre religiöse Identität zu bewahren, während andere, wie die Eltern meines Vaters, blieben und ungläubige Kommunisten wurden.

Ein wichtiger Unterschied zwischen den Lubawitscher Chassidim und den meisten anderen fundamentalistischen jüdischen Strömungen besteht darin, dass die Lubawitscher an die Bekehrung glauben. Nicht etwa an die Bekehrung von Nichtjuden, Gott bewahre. Konvertiten sind durchaus nicht erwünscht. Jüdisch zu sein ist so kompliziert und gilt als ein solches Privileg, dass nur Menschen mit einer jüdischen Mutter die richtige DNA haben, um dem gerecht zu werden. Leute, die konvertieren wollen, werden drei Mal abgewiesen, und nur wenn sie trotz allem nicht von ihrem Vorhaben ablassen, dürfen sie beitreten. Wenn ich sage, dass die Lubawitscher Gemeinschaft bekehrt, spreche ich also nicht von Nichtjuden. Ich spreche von verlorenen Juden. Solchen wie meinen Eltern, die aufgrund von Krieg oder der Ideologie in ihrem Land vom Weg abgekommen sind.